Nachbarskinder.

Roman von B. W. Zell.

(9. Fortsetzung.)

„Von ihm — Kurt von Sieven! Er ist also hier — hat dich aufgesucht —"

„Das gerade nicht. Ich traf ihn unerwartet — auf dem Gericht."

„Vor Gericht — was hattest du, was Herr von Sieven dort zu thun?"

„Er kam" — der Baron stieß jedes einzelne Wort schwer, abgebrochen hervor — „er kam, um zu bezeugen, daß er jenes Kreuz thatsächlich seiner Gemahlin geschenkt — als Brautgeschenk, Ludovika, als welches du es von mir erhalten! — und daß du selbst es ihm gegeben habest."

Die Baronin stieß einen leisen Schrei aus.

„Der Elende," murmelte sie, mit dem Arm das Fensterkreuz umklammernd, als schwanke der Boden unter ihren Füßen. Ihr Gatte aber war mit einem gewaltigen Schritt an ihrer Seite und faßte sie rauh an der Schulter.

„Weib!" knirschte er zwischen den Zähnen hervor, „erkläre mir, wie das Schmuckstück in die Hände jenes Mannes kam oder — ich tödte dich! Ich bin von Sinnen — weiß nicht mehr, was ich spreche, was ich denke. Oh nicht wahr, Ludovika" — er beugte sich zu ihr nieder und blickte ihr angstvoll in das aschfahle, zuckende Gesicht — „nicht wahr, der Mann log — oder es handelte sich um einen Scherz, ein Mißverständniß, eine Wette, sage mir, was du willst, es soll Alles verziehen sein, nur nicht das Eine —daß du es ihm vielleicht—in zärtlicher Stunde — als theures Gedenkzeichen gegeben!"

Die Baronin zuckte jäh zusammen.

„Hat er das behauptet?" fragte sie mit loderndem Blick und heiserer Stimme.

„Nein — er verweigerte jede nähere Erklärung und verwies mich an dich."

Die schlangenkluge, schlangenglatte Frau athmete auf. „Das wollte ich ihm auch nicht gerathen haben, Herbert — es wäre eine Lüge, eine Infamie, für welche du ihn fordern müßtest — ich weiß ohnehin noch nicht, ob das zu umgehen sein wird. Mich so zu düpiren — der Erbärmliche, der Undankbare! Nie hat er ein Wort von seiner Vermählung erwähnt —"

„Aber das Kreuz, Ludovika" drängte der Baron, „du vergißt die Hauptsache — wie kam er dazu?"

Sie warf sich plötzlich an seine Brust und umschlang ihn mit ihren weißen Armen.

„Zürne mir nicht, Herbert — wir hatten einst in Paris, bei der Viardot-Garcia eine unsinnige Wette gemacht — es handelte sich um eine Lapalie, nämlich darum, ob ein von der Viardot ausgebildeter Sänger mit Erfolg in der Großen Oper debütiren werde oder nicht — ich war seines Fiasko so sicher, daß ich für mein Nein mein Kreuz, das theure Geschenk von dir, einsetzte und — Sieven gewann es. Sagen konnte ich dir doch nicht, daß ich so leichtfertig deine erste Liebesgabe auf's Spiel gesetzt — darum griff ich zu der Nothlüge, das Kreuz sei mir gestohlen — o verzeih', verzeih' mir, Herbert!"

Der Baron hielt die hingegossene Gestalt in seinen Armen, als wolle er sie nimmer lassen. Seine breite Brust hob und senkte sich stürmisch, vor den Augen schimmerte es ihm wie ein feuchter Schleier.

„Laß es gut sein, Ludovika — du hast soeben eine furchtbare Last von meinem Herzen genommen — ich glaube, ich wäre daran gestorben. Gern verzeihe ich dir die kindische Tollheit—wenn es nur nicht unter die Leute gekommen wäre. Man wird endlose Glossen darüber machen, umsomehr, da man den Zusammenhang nicht kennt."

Die schöne Frau wand sich endlich aus seinen Armen.

„Aber erkläre mir—wie kam die ganze dumme Geschichte in die Oeffentlichkeit und gar vor Gericht? Ich begreife das nicht, Herbert."

Der Baron stand jetzt plötzlich wie ein Schuldbewußter da, die Rollen waren ausgetauscht. Freche Lüge, raffinirte Heuchelei hatten wieder einmal über gutmüthige Ehrlichkeit und gläubiges Vertrauen gesiegt.

„Ich selbst, Ludovika — du wirst sehr zürnen — aber ich meinte es so gut' wollte dir glänzende Genugthuung verschaffen, indem ich den Dieb des Kreuzes ermittelte und der verdienten Strafe übergab. Es sollte eine Ueberraschung für dich sein — und nun ist es so gekommen!"

Sie warf ihm einen halb verächtlichen, halb hohnvollen Blick zu.

„Die Ueberraschungen gelingen dir nie, Herbert — du solltest sie endlich lassen. Weißt du auch, daß du mich, dich selbst lächerlich gemacht hast? Fast wundert mich, daß du nicht auch mir selbst die Ueberraschung einer Gerichtsvorladung zu Theil werden ließest. Möglich ist bei dir Alles."

„Spotte nur — die Vorladung kommt vielleicht noch," entgegnete der Baron mit wahrer Armensündermiene. „Du hast thatsächlich noch die Erklärung des Herrn von Sieven zu bestätigen, ob dies schriftlich oder gar persönlich wird geschehen müssen, bleibt der Entscheidung des Gerichts vorbehalten."

„Aber das ist empörend!" rief die Baronin außer sich. „Ich vor Gericht! Ich verreise sofort — weit, recht weit von hier — der Arzt muß bescheinigen, daß diese Reise aus Gesundheitsrücksichten unumgänglich nöthig war — und ich gebe die schriftliche Erklärung, daß Sieven das Kreuz von mir erhielt. Ein Wie und Warum wird ja wohl nicht nöthig sein?"

„Ich glaube nicht," sagte der Baron kleinlaut. „Und so wird's auch am besten sein — du bist doch stets meine kluge Frau, die für Alles Rath weiß. Mir selbst wäre es entsetzlich, wenn du persönlich Zeugenschaft ablegen solltest — was aber deine Reise betrifft, so möchte ich dich diesmal begleiten, Ludovika."

„Du jetzt fort — in der Ernte, vielleicht auf Monate? Das ist doch unmöglich. Eher ginge es an, du kommst später nach und holst mich heim, aber darüber sprechen wir noch. Jetzt laß mich allein, deine Neuigkeiten waren nervenzerrüttend und ich bedarf der Ruhe."

Sie warf sich in ein Sopha, der Baron beugte sich noch einmal zärtlich zu ihr nieder, dann ging er. Als sie allein war, schnellte sie empor.

„Das war dein genialster Gedanke, Herbert — es selbst in die Oeffentlichkeit zu bringen — ich weiß nicht, ob ich über soviel täppische Dummheit lachen oder rasen soll! Und Sieven, der Verräther, der Schurke — noch diesen Winter lag er vor mir auf den Knieen und nannte mich das schönste Weib der Erde — und er hat eine Frau, der er meine Liebesgaben verehrt! O, ich werde mich rächen — wie werde ich mich rächen!"

18.

Sabine Weldingen saß über eine Stickerei gebeugt auf ihrem Zimmer. Der Frühsonnenschein eines prächtigen Herbsttages warf goldene Lichter auf die schlanke Gestalt, das reiche hellblonde Haar des lieblichen Kindes. Hin und wieder schweiften die Blicke der emsig Stickenden von der Arbeit auf den offenen Brief, der vor ihr auf dem Nähtisch lag. Derselbe war von Arthur Plessenburg und enthielt nur die wenigen Worte:

„Morgen Sabine, morgen gehe ich in's Examen. Niemand weiß den Tag, nicht die Eltern, nicht Ernst. Du aber sollst ihn wissen, Theure, damit du für mich beten kannst. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich glaube plötzlich an die Kraft des Gebets — deines Gebets, Sabine. Morgen um diese Zeit hoffe ich dir eine freudige Botschaft senden zu können. Bis dahin tausend Grüße und Küsse, Geliebte. Arthur."

Der Brief war von vorgestern datirt. Vergebens hatte Sabine gestern in der Nachmittagsstunde auf das Telegramm gewartet, welches ihr die verheißene Freudenbotschaft bringen sollte — es war nicht eingetroffen. Nun war sie sehr unruhig, sehr besorgt. Auch Plessenburgs hatten keinerlei Nachricht. Noch gestern Abend spät war sie zu Melitta hinübergeschlüpft und hatte, ohne vom Examen zu sprechen, so ohnehin gefragt, ob man in jüngster Zeit nichts von Arthur gehört habe. Melitta hatte einfach verneint. Hätte man also dort irgend welche Nachricht über den Ausgang des Examens gehabt, würde Melitta es doch gewußt haben. Aber wie bleich und verstört Letztere gewesen war — Sabine ließ plötzlich die Arbeit in den Schooß sinken und preßte beide Hände auf das hochklopfende Herz — wenn Melitta doch eine ungünstige Nachricht erhalten hatte und diese nur den Eltern und Sabine schonungslos verschwieg? Aber nein, nein — bei Erwähnung des Bruders hatte keine Wimper in dem schönen Marmorantlitz der Freundin gezuckt — es mußte etwas Anderes sein, was sie so erregt und verstört hatte. Welch eine Veränderung war überhaupt in den letzten Wochen mit Melitta vorgegangen! Schon während des Badeaufenthalts in Crampaß hatte sie ein so stilles, schwermüthiges Wesen gezeigt, war aber doch ab und zu heiter und kindlich wie früher gewesen, hatte sich auch körperlich in der frischen Seeluft so erholt, daß ihre Wangen wieder die alte rosige Farbe aufwiesen. Seitdem man aber nach S. zurückgekehrt war, ging Melitta umher wie eine Träumende, schwer Leidende; alle Bitten Sabinen's, der Jugendfreundin ihr Herz zu öffnen, hatte Melitta nur ablehnend dahin beantwortet, daß ihr nichts fehle und sie nichts zu offenbaren habe, dieselbe Antwort hatte auch der besorgte Vater immer wieder erhalten. Auch daran dachte Sabine in dieser Stunde mit schwerer Sorge; ihr Herz preßte sich wie in Ahnung kommenden Unheils angstvoll zusammen, die Luft im Zimmer war ihr plötzlich so schwül, daß ihr das Athmen schwer ward, und sie erhob sich, um das Fenster zu öffnen und die frische Herbstluft einströmen zu lassen. Als sie eben, begierig den belebenden Hauch einsaugend, sich weit aus dem Fenster neigte, sah sie den Postboten durch das Gitterthor der Villa schreiten. Er sah hinauf, grüßte und rief, einen Brief emporhaltend: „Für Sie, Fräulein Weldingen." „Von Arthur!" bebte es von Sabinen's Lippen, gleich darauf war sie am Fuß der Treppe und nahm das Schreiben in Empfang. Ein einziger Blick auf die Adresse genügte, um sie erkennen zu lassen, daß es nicht von Arthur, sondern vom Bruder Ernst kam. Zitternd floh sie wieder hinauf in die Stille ihres Gemachs, riß den Umschlag auseinander und zwang die schimmernden Augen, klar auf die Schriftzüge zu blicken, die anfangs in einander zu fließen und schier unlesbar schienen. Ernst schrieb:

„Du bist mein starkes Mädchen, Sabine, und ich brauche bei dir nicht erst weitläufig den Kern dessen zu umschreiben, was ich dir leider mitzutheilen habe. Es betrifft Arthur — du wirst nach dieser Einleitung wissen, was geschehen — er hat das Examen nicht bestanden.

Er konnte es auch nicht bestehen. Während der drei Studienjahre, ja selbst während der letzten Vorbereitungsmonate hat er absolut nichts gethan — nichts als toll gelebt. Ich sah diesen Ausgang lange voraus, leider haben all meine energischen Vorstellungen ebensowenig zu helfen vermocht, als meine innigen Bitten. Jetzt ist er natürlich niedergeschmettert, verzweifelt, wie alle haltlosen Naturen — schreibe du ihm ein paar Zeilen und mahne ihn an seine Pflicht sich selber und den Seinen gegenüber. Theile auch den Eltern — aber vorsichtig, vielleicht durch Melitta's Vermittlung — die trübe Nachricht mit. Wie geht's übrigens Melitta? Ich höre gar nichts mehr von ihr, seit meinem Dortsein — es sind nun sechs Monate her — erharre ich eine Zeile von ihrer Hand. Hat sie den Jugendgespielen ganz und gar vergessen?

Und nun sei meine kluge, tapfere Sabine. Ich glaube jetzt selber, daß, wenn irgend Etwas noch Arthur zu retten vermag aus seiner Versumpftheit, es nur dein Einfluß sein kann. Schreibe ihm noch heut und vergiß auch nicht, bald mit Nachrichten zu bedenken

deinen treuen Bruder Ernst."

Sabine ließ die Hand mit dem inhaltschweren Brief in den Schooß sinken und schaute, starren Auges thränenlos hin auf die herbstlich buntgefärbten Baumwipfel des Gartens. Aus dem ganzen Schreiben war mit Zentnerschwere nur das eine Wort auf ihre junge Seele gefallen — Versumpftheit. Was mußte aus Arthur geworden sein, wie mochte er gelebt haben, wenn ihr maßvoller Bruder ein so schweres Wort für ihn hatte! Das Examen nicht bestanden — es war schlimm, namentlich um die Eltern und der neuen Geldopfer willen, welche eine neue Vorbereitungszeit erforderte — und doch war es ein Nichts gegen das Andere, gegen das Wort: Versumpftheit! Warum war sie nicht in der Residenz, warum durfte sie nicht stützend und schützend an seiner Seite stehen, Tag um Tag — dann mußten doch alle bösen Einflüsse weichen, die ihn jetzt umgarnten und hinabzogen „in den Sumpf", wie Ernst sagte. So aber, fern von ihm, konnte sie nur für ihn beten, ach, und wenn dem Gebet Macht gegeben, hätte es doch anders kommen müssen, als es nun gekommen war!

Als sie sich endlich ein wenig gefaßt, griff sie zur Schreibmappe, um sogleich an den Geliebten zu schreiben, liebend, verzeihend, mütterlich, und doch ernst und mahnend. Sie wollte ihm Alles sagen, was in dieser bittern Stunde ihre Seele bewegte, und wenn er noch nicht ganz verderbt war, wenn er sich wenigstens die Liebe zu ihr gerettet hatte, dann mußte er sie hören, mußte ein anderer Mensch werden.

Schon ergriff sie die Feder, als ihr der Gedanke kam, sie müsse doch wohl vor allen Dingen Melitta die trübselige Botschaft überbringen. Es war ja möglich, daß Arthur im Laufe des Tages an die Eltern schrieb und sie dann ganz unvorbereitet den Schlag empfingen, der sie doch so tief treffen mußte. Sie warf daher schnell entschlossen einen Mantel um und eilte ins Nachbarhaus zu Plessenburg's. Das Mädchen öffnete ihr wie gewöhnlich, sah aber ganz verstört und erregt aus und rief auf Sabinens Frage nach Melitta in Schluchzen ausbrechend:

„So wissen Fräulein Weldingen es schon? Unser liebes gnädiges Fräulein —"

„Mein Gott, was ist geschehen?" hauchte Sabine, wie von einem plötzlichen Schwindel erfaßt. „Ist Melitta krank, schwer krank?"

„Ach, wenn es nur das wäre! Das gnädige Fräulein ist —"

In diesem Augenblick ward die Thür von Melitta's Zimmer geöffnet und auf der Schwelle erschien der Oberst mit zuckendem, schmerzverzerrtem Gesicht. Als er Sabine Weldingen erkannte, winkte er ihr stumm mit der Hand, als sie wankenden Schrittes in das kleine Gemach getreten war, schloß er ebenso schweigend die Thür hinter ihr. Halb besinnungslos blickte sie um sich — das Zimmer erschien wie sonst, auf dem kleinen Tisch stand noch der Herbstblumenstrauß, den sie gestern Abend der Freundin gebracht, aber auch das Bett war aufgeschlagen wie gestern Abend und — unberührt. Auf dem altmodischen, harten Sopha lag die Obristin krampfhaft schluchzend und raufte ihr Haar, aus dem Nebenzimmer tönte der kleinen Elsbeth Weinen. Sabine überflog das Alles mit einem einzigen Blick und wandte sich in Todesangst zu dem Obersten, der starr, stumm, wie schmerzversteinert vor ihr stand. Erst jetzt bemerkte sie einen halbzerknitterten Brief in seiner herabhängenden Rechten.

„Ich beschwöre Sie, Herr Oberst," lallte sie mit schwerer Zunge, „was ist geschehen? Hat Melitta — sich ein Leid angethan?"

„Ich wollte, dem wäre so!" kam nun die Antwort kaum verständlich von des alten Mannes Lippen. „Aber es ist schlimmer als der Tod, was Melitta sich und uns angethan — Sie waren ihre Freundin, ihre einzige Freundin — wissen Sie wirklich von Nichts?"

„Herr Oberst," stammelte Sabine, fast gelähmt vor Schreck und Angst, „so wahr mir Gott helfe, ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich fand Melitta in der letzten Zeit sehr verändert, habe aber trotz dringendster Bitten nicht das Geringste aus ihr herausbringen können."

„Sie waren noch gestern Abend hier, wie uns das Mädchen heut mittheilte — bemerkten Sie gar nichts Auffälliges an meiner Tochter?"

„Doch Herr Oberst, Melitta war sehr bleich, sehr verstört, schien geweint zu haben, wich aber wie gewöhnlich allen Fragen aus. Ihr Gutenacht war jedoch herzlicher als je — o, Herr Oberst, foltern Sie mich nicht länger! Was ist meiner theuren Melitta geschehen?"

Der Oberst schien einen Moment mit sich zu kämpfen, dann reichte er ihr mit konvulsivischer Bewegung den Brief jetzt hin.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen—Sie sind ein braves Mädchen und werden nicht plaudern — lesen Sie!"

Damit wandte er sich zum Fenster und verharrte dort regungslos, während Sabine, unfähig sich länger auf den Füßen zu halten, auf einen Stuhl sank und mit schwimmenden Augen las:

„Mein theurer Vater!

Darf ich dich noch so nennen? Wirst du nicht meinen, mein Herz sei jedes kindlichen Gefühls, jeder Liebe und Pietät bar, wenn ich zu thun vermochte, was dir diese Zeilen künden werden? O mein Vater, wenn du wüßtest, was ich in dieser Stunde leide, seit Monaten gelitten habe, du würdest Mitleid haben mit deinem armen Kinde und mir nicht fluchen. Du mußt mich ja verstehen, besser verstehen als Mama — bist doch auch du einst dem Zuge des Herzens gefolgt und hast deiner Liebe Alles geopfert. Alles — und doch Nichts im Vergleich zu dem, was ich heut hingebe.

Mein Vater — ich ringe um Kraft, um dir das sagen zu können, was ich dir sagen muß. Ich fliehe — fliehe mit dem Mann meiner Liebe, ohne den ich nicht mehr zu leben vermag, fliehe, weil ich nie daran denken darf, in Güte deine Einwilligung zu unserer Verbindung zu erlangen. Dieser Mann ist Carlos Selden. Ich kenne deine und Mamas Grundsätze zu gut, um nicht zu wissen, daß Ihr Selden's Werbung um mich mit schnöder Verachtung abgewiesen hättet.

Wo und wie ich Carlos kennen lernte, wißt Ihr, nicht aber, daß vom ersten Sehen an mein Herz ihm widerstandslos gehörte. Ich hatte vorher nicht gewußt, was Liebe sei, nun rächte sich das späte Erwachen des Herzens. Gott weiß, wie ich gekämpft und gerungen habe, seinen ersten Annäherungsversuchen einen Damm entgegenzusetzen — es gelang mir nicht. Später überzeugte er mich davon — er war einige Male heimlich in S., um mich zu sprechen — daß diese Liebe keine Sünde, sondern ein heiliges Recht sei. Selden ist ein edler, hochsinniger Mensch, ein gottbegnadeter Künstler, ich bin stolz darauf, ihm angehören zu dürfen. Wir fliehen von hier direkt nach England, um dort getraut zu werden, in acht bis zehn Tagen hast du meine Vermählungsanzeige in Händen. Versuche nicht, uns einzuholen — Carlos hat seine Vorbereitungsmaßregeln zu gut genommen, als daß es dir oder irgend Jemand gelingen könnte.

Ich höre Carlos' Signal unter meinem Fenster und muß schließen. Mein theurer, verehrter Vater — ich darf heute noch nicht flehen: Verzeihe auch Selden — aber einst, wenn sein Künstlerruhm die Welt erfüllen und du mich als seine glückliche, beneidete Gattin sehen wirst, dann werden wir vereint zu der Eltern Füßen ihre Verzeihung erflehen. Heut nur das Eine: Fluche mir nicht — und laß Mama nicht ganz verzweifeln.

Melitta."

Längst hatte Sabine gelesen und noch immer war es still im Gemach, nur das Aufschluchzen der Obristin unterbrach zuweilen das todesbange Schweigen. Endlich wandte sich der Oberst zu dem bleichen, betäubten, regungslosen Mädchen.

„Es geht Ihnen nah," murmelte er bewegt. „Und Ihr braver Bruder — wie wird es ihn treffen!"

Da fand Sabine die Sprache jetzt wieder.

„Ernst!" rief sie aufathmend. „Er ist so klug, so treu, so energisch — und er setzt sein Leben ein für Melitta. Wollen wir ihn nicht telegraphisch benachrichtigen? Er holt gewiß die Flüchtigen ein!"

Der Oberst schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Kaum. Und selbst wenn es geschähe, würde der Fluchtversuch zum zweiten Mal nur noch vorsichtiger in's Werk gesetzt werden. Ich kenne Melitta — was der einmal im Herzen sitzt, was sie für Recht erkannt, reißt kein Gott wieder heraus. Sie ist für uns verloren."

„Aber sie wird unglücklich werden mit diesem Mann!" rief Sabine außer sich. „Wer ein junges Mädchen aus dem Elternhause entführt, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Einwilligung der Eltern zu erlangen, kann kein edler Mensch sein."

„Das fürchte ich mit Ihnen — aber wer kann da noch helfen! Melitta hat sich ihr Schicksal selbst geschaffen, mag sie es tragen."

Jetzt richtete sich die Obristin auf. Mit bläulichem Antlitz, zuckenden Lippen und zerzaustem Haar glich sie einer Wahnwitzigen. Und wahnwitzig war auch der Ausdruck ihrer Augen, als sie jetzt wie wirr murmelte:

„Und sie war so schön — noch schöner als ich einst — und sie war mit einem Fürsten verlobt. Fluch über sie, tausendfachen Fluch — ich will ihn ihr nachschleudern bis an's Ende meiner Tage! Ich habe jetzt nur noch einen Sohn—Arthur."

Sabine schauderte zusammen, erhob sich stumm und drückte des Obersten Hand mit stummem Flehensblick an ihre Brust. Dann schwankte sie schweigend hinaus — sie konnte in dieser Stunde den gebrochenen Eltern nicht sagen, daß auch der Sohn ihnen einen Schmerz bereitet und eine Lebenshoffnung getäuscht habe. Was bedeutete auch Arthur's mißlungenes Examen dem furchtbaren Schlag gegenüber! Hier handelte es sich nur um einen Zeitverlust von Monaten, ein neues Geldopfer, und Arthur konnte das erste leichtsinnige Versäumen durch eine gut bestandene zweite Referendariatsprüfung wieder gut machen und eine einmal erwählte Karriere ruhig weiter verfolgen. Melitta aber hatte den Eltern alle auf sie gerichteten Hoffnungen für immer zerstört.

In derselben Stunde aber, in der Sabine Weldingen die erschütternde Scene im Plessenburg'schen Hause durchlebte, saß auch Ernst Weldingen in seinem Junggesellenheim in der Residenz starren Blicks über ein Blatt Papier gebeugt, das er immer und immer wieder las und dessen Inhalt er nicht fassen zu können schien. Es zeigte Melitta Plessenburg's feine Schriftzüge und lautete:

„Mein Freund, mein Bruder!

Du hast Recht gehabt und mich besser erkannt als ich mich selbst—das Versprechen, welches ich dir vor sechs Monaten gab, war das eines Kindes, dem die Liebe noch ein unbekannter Begriff ist. Heute, Ernst, und seit lange weiß ich, was Liebe ist, weiß, was die Liebe fordert — kannst du mir zürnen, wenn ihr Erwachen nicht dir galt? Verachte mich nicht, daß ich, der elementaren Gewalt dieses Gefühls folgend, Sitte und Herkommen schnöde mit Füßen trete und dem Manne, den mir das Schicksal bestimmt, in ein fremdes Land folge, um dort sein eigen zu werden. Seinen Namen wirst du ja erfahren, ihn hoffentlich auch später noch oft ruhmbedeckt nennen hören. Für dich, Ernst, aber habe ich nur eine Bitte, ein Gebet — magst du so glücklich werden, wie ich es in wenigen Tagen zu sein hoffe. Freilich wird die Erinnerung an die Eltern, an ihren Schmerz und ihr Zürnen, einen düstern Schatten auf mein Glück werfen, aber einst, in spätern Jahren, wird auch dieser Schatten schwinden — das hoffe ich fest, und diese Hoffnung hält mich aufrecht, in den schweren Stunden, die ich jetzt zu durchkämpfen habe.

Lebe wohl, Ernst, vergiß nie und nimmer dein heiliges Versprechen, unter allen Umständen mein Freund bleiben zu wollen, und sei auch Arthur fernerhin Freund — er wird es brauchen. Grüße und beruhige ihn und schenke zuweilen freundliches Gedenken

Deiner Jugendgespielin Melitta."

Drei Tage lang verließ Ernst sein Zimmer nicht, ließ auch dann Speise und Trank unberührt, als es ihm seine freundliche Wirthin hineinsandte. Am zweiten Tage erhielt er einen Brief von Sabine, die mittheilte, was sie über Melitta's Flucht wußte, und ihn beschwor, sich zu fassen, zu trösten; eine Stunde darauf stürzte auch Arthur zu ihm, bleich, verstört, wie ein Wahnsinniger. Er forderte Ernst auf, ungesäumt mit ihm den Flüchtigen nachzusetzen, tobte, raste und sprach nur immer davon, den ehrlosen Verführer nebst seinem Opfer niederzuschießen, sobald man sie erreicht habe. — Ernst Weldingen hörte das Alles an, fast ohne ein Wort zu erwidern, stumm und starr wie eine Bildsäule saß er da, nur immer Melitta's Brief in der Hand. Als Arthur in seinem wilden Zorn ihn gewaltsam aufzurütteln versuchte, schüttelte er nur schmerzlich das Haupt.

„Laß mich — es ist doch Alles verloren. Statt die Flucht zu hindern und zu unterbrechen, sollten wir uns freuen, wenn die Beiden glücklich in England ankommen und Selden Melitta dort zu seinem ehrlichen Weibe macht — das ist jetzt doch das Einzige, was wir noch wünschen können. Mich aber laß allein — nur das Alleinsein giebt mir Kraft, mich selbst wiederzufinden. Reise nach Haus — dein Platz ist jetzt bei deinen Eltern."

Als Ernst fest blieb, fügte sich Arthur endlich dem Wunsch des Freundes und reiste noch am selben Abend nach S. Ernst aber erschien einige Tage darauf bei seinem Studienfreund, dem Sohn des Staatsministers.

„Sie haben mir vor einem halben Jahre den Vorschlag gemacht, Sie auf einer italienischen Reise zu begleiten. Ich mußte damals aus verschiedenen Gründen ablehnen. Wenn Sie heut noch denselben Wunsch hegen und mir bei Sr. Excellenz, Ihrem Herrn Vater einen längeren Urlaub erwirken können."

„Ei, das trifft sich prächtig, lieber Weldingen. Ich soll eben jetzt in einer geheimen diplomatischen Mission nach Kairo und wollte Sie von meinem Vater als Begleiter erbitten. Es bedarf also keines Urlaubs, da Sie auch während der Reise im Staatsdienst thätig sind. Wir müssen aber in den nächsten Tagen abreisen."

„Ich bin in dieser Stunde dazu bereit."

„Um so besser. Kommen Sie sogleich mit mir zu meinem Vater, damit wir die nöthigen Informationen empfangen — aber wie bleich und trübe Sie aussehen, lieber Doktor — Ihnen ist doch nichts geschehen?"

„Nichts von Bedeutung Herr Graf. Ein wenig Ueberanstrengung — mein Arzt spricht von einer Reise in ein wärmeres Klima —"

„Vorzüglich, bester Weldingen. Da dürfte Kairo gerade heiß genug sein. Und nun kommen Sie mit zu meinem Vater."

Zwei Tage später reisten die beiden Herren ab.

19.

Drei Jahre sind vergangen. Der Strom der Zeit ist über die Ereignisse im Plessenburg'schen Hause dahingerauscht und hat die Erinnerung an Melitta's Flucht versanden lassen, jener Flucht, die einst die ganze Einwohnerschaft von S. in taumelnde Erregung versetzt hatte. Nur ab und zu erzählen sich jetzt noch ein paar Roues in den Weinstuben die pikante Geschichte, oder eine alternde, sittenstrenge Jungfrau theilt sie leichtfertigen jungen Bäschen als beherzigenswerthe Warnung mit, nicht ohne den stehenden Refrain: Schönheit war die Falle ihrer Tugend. Uebrigens weiß man überall, daß Melitta die Gattin Carlos Selden's geworden ist und sein Künstlerleben theilt — nur während der letzten zwei Jahre hatte man nichts mehr von ihnen gehört und nach S. waren sie nie wieder gekommen.

Auch die Beziehungen der beiden Nachbarsfamilien Plessenburg und Weldingen sind nicht mehr dieselben. Der Tod ist mit rauher Hand dazwischen gefahren und hat den Oberst aus dem Leben abgefordert, ohne ihm Zeit zu lassen, die alte Ehrenschuld gegen den Grafen Schlohden, die den biedern alten Mann so schwer gedrückt, abzutragen. Melitta's Flucht, die Schmach, welche dadurch über die Familie gekommen, und das Versinken seiner liebsten Hoffnungen, die der glänzendsten Erfüllung so nahe waren, hatten den alten Ehrenmann in tiefstem Herzen getroffen, und nie mehr erholte er sich von dem Schlage. Trotzdem erhielt er sich, äußerlich wenigstens, aufrecht, bis ein neues Unglück den morschen Bau des hinfällig gewordenen Körpers ganz zusammenbrechen ließ — dieser andere für den Obersten nicht mehr zu überwindende Schlag war Arthur's zum zweiten Mal mißglücktes Examen gewesen. Mit der juristischen Karriere des jungen Barons und allen darauf gegründeten Hoffnungen war es nun vorbei, vorbei für immer. Man durfte nur noch hoffen, ihm durch Konnexionen irgend eine Höflingsstelle zu verschaffen, doch war zu befürchten, daß ihm bei dieser Laufbahn Melitta's Handlungsweise und ihre „Mesalliance" hindernd in den Weg stehen würde. So ging Oberst Plessenburg allen Sorgen und Wirren aus dem Wege, indem er sich hinlegte und starb. Vorher, in den letzten Tagen vor seinem Hingange, ward ihm indeß noch eine große Freude zu Theil, die ihn, versöhnt mit seinem Unglück und beruhigt über das Schicksal der zurückbleibenden Familie, sanft hinüberschlummern ließ in's große Nichts. Auf seine dringenden Bitten war nämlich Schlohden an das Sterbelager des Freundes geeilt und hatte einen lieben Gast, den Fürsten Werdau mitgebracht. Der junge Fürst hatte jetzt den ersten tobenden Schmerz um die verlorene Melitta, die er abgöttisch geliebt, überwunden. Er war jetzt nicht nur im Stande, die Stätte wieder zu betreten, da sie zuerst in ihrer ganzen Schönheit und Holdseligkeit erschienen war, sondern er trug sogar Verlangen danach, den kurzen Traum noch einmal in schmerzlich süßer Erinnerung zu durchleben.

Und Schlohden hatte dem sterbenden Freunde eine große, schwere Last von der bangen Seele nehmen können, indem er ihm der Wahrheit gemäß mittheilte, daß kürzlich durch das Aussterben einer Seitenlinie der Schlohden ein großes Vermögen an ihn gefallen sei, das die alte Schuld Plessenburg's zehnfach übersteige und daß sie nun gestrichen sei für alle Zeiten. Ja, Schlohden erklärte es für seine heilige Freundschaftspflicht, auch für die Hinterbleibenden des Obersten zu sorgen, was ihm in seiner jetzigen Vermögenslage nicht schwer werden könne — da aber hatte sich Fürst Werdau dazwischen gelegt.

„Diese Sorge ist mein, lieber Schlohden," hatte er gesagt. „Wenn auch Alles Anders gekommen, als wir gehofft und geplant, so fühle ich mich der Familie Plessenburg verpflichtet. Ueberlassen Sie mir, für die Wittwe und für die beiden Kinder dieses Ehrenmannes einzutreten."

Da hatte es im Auge des Sterbenden feucht aufgeschimmert und er den Versuch gemacht, die Hand des hochsinnigen Fürsten an seine Lippen zu ziehen, was dieser indessen verhinderte.

„O Melitta, Unselige — welch ein großes Glück harrte Deiner an der Seite dieses edlen Mannes, und du hast es muthwillig zerstört", hatten da des Verscheidenden Lippen geflüstert. Wenige Stunden darauf war er hinübergeschlummert, der letzte Hauch seines Mundes galt Melitta.

Bald verließ dann die Obristin mit ihrer jüngsten Tochter S. Fürst Werdau hatte ihr ein kleines Landhaus auf einem seiner Güter zum Wohnsitz angewiesen und ihr außerdem eine jährliche Rente zugesichert. Arthur nahm er zu sich als Sekretär, „nur vorläufig, bis er standesgemäß bei Hofe placirt werden würde," wie die Obristin sagte.

In der Familie Weldingen hatte sich im Laufe dieser drei Jahre fast nichts verändert. Die alte Dame lebte vor wie nach in ihrer Villa mit Sabine, Paul stand seinem täglich bedeutender sich entfaltenden Geschäft vor, war Junggeselle geblieben, und Ernst, der unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Kairo das Staatsexamen absolvirt hatte, nahm trotz seiner Jugend eine sehr bedeutende, von Vielen beneidete Stellung im Ministerium ein. Nach Hause war er während der ganzen Zeit, trotz aller Bitten der Seinen, nicht gekommen. Es war ihm unmöglich, die Stätte wiederzusehen, auf der ihn auf Schritt und Tritt Erinnerungen an Melitta begleiten mußten.

Die alte Wunde saß unvernarbt im Herzen, und gerade weil er nie von seinem Schmerze sprach, nie davon gesprochen hatte, wählte derselbe nur um so mächtiger in seiner Brust. So waren denn Mutter und Geschwister, der Sehnsucht nach ihm nicht mehr gebietend, einige Male nach der Residenz gekommen und hatten dort kurze Zeit geweilt. Zum diesjährigen Weihnachtsfest aber hatte Ernst fest versprochen, nach Hause zu kommen, und die Seinen freuten sich schon jetzt darauf.

Ein desto häufigerer Gast in der Villa war Arthur Plessenburg. Seine Liebe zu Sabine, wohl die einzige edle Blüthe seines vom Unkraut der Leidenschaften überwucherten Herzens, war dieselbe geblieben, und daß auch sie ihm ihre Gefühle unverändert erhalten, war bei ihrem festen Charakter selbstverständlich. Von Heirath sprachen die Beiden nie, Arthur war glücklich, daß dieses, reine, hochsinnige Mädchen ihm ihre Liebe bewahrte, er fühlte sich in ihrer Nähe erhoben, entsündigt und ging stets mit den besten Vorsätzen von Villa Weldingen fort — leider kamen die Vorsätze nie zur Ausführung. —

Auch Frau von Sieven lebte noch in S. Die ungünstige Meinung, welche damals anläßlich des sensationellen Prozesses gegen sie geherrscht hatte, war längst in das Gegentheil umgeschlagen. Man war zwar nicht ganz orientirt über den endlichen Verlauf jener Angelegenheit, wußte aber, daß die Dame glänzend gerechtfertigt aus dem Prozeß hervorgegangen sei und so etwas wie Affront auf Baron Zernikow oder seiner schönen, leichtlebigen Gemahlin sitzen geblieben war. Daß die als Wittwe Geltende plötzlich einen Gatten besaß, hatte wohl anfangs viel Staub aufgewirbelt und das bedenkliche Kopfschütteln mancher alten Dame zu Wege gebracht. Als man dann aber erfahren, daß Herr von Sieven während der zwei Tage seiner Anwesenheit in S. alle berüchtigten Lokale besucht und die Nächte mit Schauspielerinnen niedern Ranges und deren Genossen durchzecht habe, begriff man plötzlich, weshalb die junge Frau getrennt von ihrem Gatten lebte, und rechnete es ihr zur Ehre an, daß sie ein solches Leben nicht theilen wollte. Auch darein, daß Paul Weldingen noch immer in der Sieven'schen Villa verkehrte, hatte man sich gefunden. Seine Mutter und Schwester theilten ja diesen Verkehr, und da Frau v. Sieven einen Gemahl besaß, hatten auch die heirathsbedürftigen jungen Damen keine Konkurrenz von dieser Seite zu befürchten.

Kurt von Sieven war übrigens jährlich einmal nach S. gekommen. Er müsse doch nach seiner Frau sehen, ihre mehr und mehr aufblühende Schönheit bewundern, hatte er cynisch auf ihre herbe Frage, weshalb er sie heimsuche, geantwortet. Die junge Frau hatte dann stets während dieser Tage Sabine Weldingen als Gast bei sich beherbergt, so höhnisch auch Sieven über die „spießbürgerliche Gesellschaft der Weldingen's gelächelt hatte.

„Und doch ist mir gerade diese Gesellschaft lieb für dich," sagte er dann wohl. „Dieser fischblütige Juwelier, der sich Künstler nennt, wird dich nie in Gefahr bringen, der selbstgewählten Rolle der Vestalin jetzt untreu zu werden."

Frau Anna hatte dem wüsten Gatten auf solche Reden nur verachtungsvoll den Rücken gekehrt. Sie trug das Schicksal, an diesen Mann gekettet zu sein, mit Würde, und gerade, wenn sie Paul Weldingen mit ihm verglich, stieg dieser nur um so höher in ihrer Werthschätzung. Der Verkehr der Beiden war während dieser drei Jahre durchaus derselbe geblieben, das heißt, innig freundschaftlich, verehrend von beiden Seiten. Paul Weldingen hatte seine heißen Herzenswünsche zum Schweigen gebracht, glaubte es wenigstens, und fand ein stilles Glück und stete Anregung des Geistes im Umgang mit der geistvollen, hochsinnigen Frau.

Erst ganz in letzter Zeit hatte Frau v. Sieven wieder in S. von sich reden gemacht, diesmal aber im besten Sinne. Sie hatte nämlich jenes streitige Brillantkreuz, das ihr nach der Erklärung der Baronin Zernikow mit Fug und Recht gehörte, durch Weldingen verkaufen und den Erlös den Armen der Stadt zufließen lassen. Darüber gab's in S. des Rühmens und Lobens kein Ende, und der Bürgermeister in Begleitung eines Stadtverordneten und des unvermeidlichen, überall patronisirenden und spionirenden Konsul Olten hatten persönlich der hochsinnigen Geberin ihren Dank im Namen der Armen dargebracht. So war denn die kleine Scharte von damals mehr als ausgeglichen und Frau von Sieven freute sich dessen und fing endlich an, sich wohl zu fühlen in der neugeschaffenen Heimath.

20.

Die Saison in Monaco war diesmal glänzender als je. Seitdem die Spielhöllen anderer Luxusbäder geschlossen, strömte Alles nach dem meerumflossenen Eldorado, um dort dem Glücke die Hand zu bieten, oder auch — was freilich häufiger geschah — von der leichtfertigen Göttin verschmäht, als Bettler heimzukehren.

Es war ein prachtvoller Herbsttag gewesen. Als die Abendschatten sich auf das paradiesisch gelegene Stückchen Erde, das Spekulationswuth und Habgier der Menschen in eine Hölle verwandelt, niedersenkten, füllten sich die Spielsäle. Anfangs war der grüne Tisch nur schwach besetzt; man promenirte noch in Gruppen auf und nieder, machte Konversation und lorgnettirte die mancherlei neuen Gestalten, die man Tags zuvor nicht gesehen, weil jeder Tag, jeder Zug neuen Zuschub brachte. Es waren im Großen und Ganzen die gewöhnlichen Typen der Spielhöllen vertreten. Abenteurer, Damen der Halbwelt, vornehme alte Roues, die am Spieltisch die erschlafften Nerven neu zu beleben trachteten, reiche Russen, die ihr Geld los werden wollten, und phlegmatische Engländer, welche nur spielten, um eben gespielt zu haben. Dazwischen sah man manch solides junges Paar, das, vielleicht auf der Hochzeitsreise begriffen, eng aneinandergeschmiegt an den grünen Tisch trat und schüchtern ein Goldstück wagte, um sich nach Verlust desselben verlegen lächelnd zurückzuziehen und sich nun bescheiden unter die Zuschauer zu mengen.

Mit der vorrückenden Nachtstunde belebte sich das Spiel mehr und mehr. Die Nacht begünstigt, entwickelt, konzentrirt die Leidenschaften der Menschen, das Sonnenlicht mildert sie. Das Rollen des Goldes am grünen Tisch tönte lauter und mischte sich mit den herüberwehenden Klängen der Kapelle, die draußen konzertirte. Die Spieler wurden leidenschaftlicher, waghalsiger, die Zuschauer erregter. Ein wahrhaft horrendes Glück hatte heut ein sehr eleganter, schöner Mann in mittleren Jahren, der mit seltener Ruhe pointirte und den sich vor ihm immer mehr vergrößernden Geldhaufen ebenso wenig zu beachten schien, als seine ganze Umgebung. Er bemerkte auch kaum, als ihm gegenüber ein Stuhl gerückt und der junge, schmächtige Mann, der ihn innegehabt und im Laufe einer Stunde große Summen verloren hatte, den Platz einer Dame überließ, die schon längere Zeit im Spielsaal weilte und den glücklichen Spieler mit gespannter Aufmerksamkeit und einem gar seltsamen Ausdruck des schönen, wenn auch nicht mehr jungen Gesichts betrachtet hatte. Erst als die Dame mit lauter, fester Stimme, welche die Gewohnheitsspielerin verrieth, ihn anredete, fuhr der Herr leicht zusammen und richtete den Blick erstaunt auf sein Gegenüber. Ein Paar haßfunkelnde Augen sprühten ihm entgegen, ihn scharf, höhnisch fixirend — Kurt von Sieven saß der Baronin Zernikow gegenüber, zum ersten Mal seit jener Affaire mit dem Kreuz, welches doch kurz zuvor ein gar zärtliches Zusammensein in Nizza vorangegangen war.

Sieven unterbrach sofort das Spiel und erhob sich, um hinter den Stuhl der Baronin zu treten.

„Endlich, meine schöne Frau! Doch muß ich wohl sagen, meine schöne Feindin? Wollen Sie mir ein Wort der Erklärung verstatten, Baronin? Ich suchte Sie seit drei Jahren, um es Ihnen zu sagen."

Die Baronin rührte sich nicht. Sie wandte nicht einmal den Kopf, als sie jetzt hohnvoll sagte:

„Ihr letztes Wort, mein Herr, haben Sie im Gerichtssaal zu S. gesprochen. Wir haben einander nichts mehr zu sagen — ich will Sie unbedingt nicht hören."

Er beugte sich dicht zu ihr nieder.

„Aber Ludovika — vermag eine so weltkluge Frau wie Sie verdammen, ohne gehört zu haben? Was kann ich dafür, daß Ihr Gemahl in seiner Bornirtheit die lächerliche Geschichte vor Gericht bringt? Als Dieb konnte ich doch nicht dastehen."

„Lieber als Schurke!" zischte sie ihm ins Ohr. „Gehen Sie — wir haben nichts mehr mit einander zu thun."

„Sei es denn," sagte er kalt. „Sie haben zu bestimmen — es kommt nur darauf an, wer die Feindschaft länger erträgt, ob Sie oder ich. Jetzt aber wieder zum Spiel! Wem Amor feind, ist Fortuna um so holder."

Und Sieven spielte weiter, thatsächlich mit noch mehr Glück, als vorher. Die wahnwitzigsten Coups gelangen ihm, er verdoppelte und verdreifachte die Einsätze, immer fiel ihm der Gewinn zu. Auch der junge Mann, der vorhin der Baronin Zernikow Platz gemacht, hatte sich wieder eingestellt und pointirte weiter, leider mit demselben Mißgeschick, wie vorher. Und doch schienen gerade die immer größer werdenden Verluste ihn nur um so leidenschaftlicher anzuspornen, das Spiel fortzusetzen. Das stark mit Kassenscheinen gefüllte Portefeuille, welches er bei seinem Wiedererscheinen im Spielsaale mitgebracht, ward kleiner und kleiner — er spielte weiter mit keuchendem Athem, zuckenden Lippen, unheimlich sprühenden Augen. Sein Gesicht ward allmählich aschfahl, auf der Stirn stand in hellen Tropfen kalter Schweiß — er spielte weiter. Ein Murmeln der Aufregung, der Theilnahme ging durch die Umstehenden, er beachtete es nicht. Sieven aber hatte es gehört, plötzlich ward er aufmerksam, fixirte den unglücklichen Spieler, dessen Allüren selbst jetzt noch, im Stadium der höchsten Leidenschaft und Verzweiflung, den Mann der guten Gesellschaft verriethen, einige Male scharf und beendete dann sein Spiel. Als er den fluchwürdigen Mammon, den er erspielt, so gut es ging, in den Taschen seiner Kleider geborgen, trat er plötzlich zu dem jungen Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Indianer-Ländereien.

Im Bundessenat ist die Bill des Senators Dawes, den Ankauf der Sioux-Reservation in Dakota betreffend, bereits angenommen worden, und es steht zu erwarten, daß auch das Repräsentantenhaus dieser Maßregel seine Zustimmung ertheilen wird. Die Bill ist für die Entwickelung unseres Westens sowie auch für die Indianer selbst von großer Wichtigkeit u. verspricht, einen neuen Markstein in der Culturgeschichte unseres so schnell emporblühenden Landes zu bilden.

Bekanntlich ist die Sioux-Reservation fast ebenso groß, wie der Staat Indiana, wird aber nur von 28,000 Indianern bewohnt, die von der Regierung gefüttert werden müssen, weil sie weder Ackerbau treiben, noch sich von der Jagd ernähren können. Da die Reservation von den Niederlassungen der Weißen eingeschlossen ist, so gibt es auch in ihr kein Wild mehr, welches zum Unterhalt der Indianer genügen könnte. Das Land in der Reservation ist fruchtbar nnd zum Ackerbau wohl geeignet; zahlreiche Eisenbahnen würden es bald genug durchschneiden, wäre es erst einmal der Cultur eröffnet.

Viele Ansiedler warten nur auf die Gelegenheit, sich auf der Reservation niederzulassen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann dies geschehen wird. Je früher die Angelegenheit in einer sowohl die Indianer als auch die Ansiedler zufriedenstellenden Weise geregelt wird, um so besser, denn sonst könnte sich leicht die alte Geschichte wiederholen, daß die Ansiedler sich mit Gewalt nehmen, was ihnen das Gesetz vorenthält. Die Cultur läßt sich eben in ihrem gewaltigen Fortschritt nicht hemmen, trotz aller Hindernisse, die man ihr in den Weg legen mag.

Der Plan des Senators Dawes besteht darin, den Sioux 11,000,000 Acker Land abzukaufen und dasselbe wirklichen Ansiedlern zum Preise von 50 Cents für den Acker abzulassen. So hätten die Ansiedler ihr Land sehr billig — eine Farm von 160 Acker würde nur \$80 kosten — und die Indianer bekämen Geld genug, um nicht allein von der Bundesregierung keine Unterstützung mehr nöthig zu haben, sondern auch ein besseres Leben führen zu können, als gegenwärtig. Zudem würden ihnen noch immer 11 bis 12 Millionen Acker übrig bleiben, und es läge nur an ihnen, sich auf diesem Lande Familien-Heimstätten zu späterem Gebrauch zu sichern. Die Bundesregierung würde dann schon Sorge tragen, daß ihnen der Besitz der Heimstätten für eine Reihe von Jahren ungeschmälert bliebe, und auch das für den Verkauf ihrer Ländereien erzielte Geld würde sich unter der Bundesverwaltung am sichersten befinden.

Auf diese Weise wäre einem doppelten Uebelstande abgeholfen. Die Ansiedler hätten Raum genug, sich wohlfeile Heimstätten zu gründen, und die Indianer hätten es nicht mehr nöthig, gänzlich von der Gnade des Bundes abhängig zu sein.

Nach den Bestimmungen des mit den Sioux abgeschlossenen alten Vertrags ist die Zustimmung von drei Viertheilen der Männer des ganzen Stammes zur Umänderung dieses Vertrages nothwendig. Hoffentlich nehmen sie ihren Vortheil wahr und stimmen der Umänderung bei; es wäre das Beste, was sie unter den gegenwärtigen Umständen thun könnten.

Gelangt der Plan des Senators Dawes wirklich zur Ausführung, dann stände nichts mehr im Wege, auch mit den Indianern auf den anderen Reservationen ähnliche Unterhandlungen anzuknüpfen, und die Lösung der Indianerfrage auf eine humane und vernünftige Weise wäre um einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt.

Das Todte Thal.

Von Zeit zu Zeit streiten sich die amerikanischen Gelehrten darüber, ob irgend ein Theil des Todten Thales in Californien sich wirklich unter dem Meeresspiegel befinde oder nicht. Den neuesten Nachforschungen zufolge ist dies jedoch thatsächlich an mehreren Stellen der Fall; der niedrigste Punkt befindet sich 110 Fuß unter dem Meeresspiegel. Freilich ist diese Senkung nicht mit der des Todten Meeres in Palästina zu vergleichen, die stellenweise die Tiefe von 1300 Fuß unter dem Meeresspiegel erreicht; während aber in der Umgegend des Todten Meeres nur Hügel von 1000 bis 1500 Fuß Höhe vorkommen, befindet sich nur 15 Meilen vom tiefsten Punkte des Todten Thales entfernt der Telescope Peak, der sich 10,937 Fuß über dem Meeresspiegel und 11,047 Fuß über die niedrigste Sohle des Todten Thales erhebt.

Um einen richtigen Begriff von der Lage dieses Thales zu erhalten, ist es nöthig, die Umgegend in Betracht zu ziehen. Der Washoe-See befindet sich 5000 Fuß über dem Meeresspiegel, der Mono-See 6,350 Fuß; das Yosemite-Thal macht den Eindruck einer tiefen Thalsenkung, befindet sich jedoch 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Col. R. Ss. Williamson behauptet sogar in seinem Bericht über die Geologie Californiens, daß der niedrigste Punkt im Todten Thal 175 Fuß unter dem Meeresspiegel liege.

Das Thal ist zwar öde und im Sommer sehr heiß, keineswegs aber so schrecklich, wie es von Vielen beschrieben wurde. Es ist etwa 30 Meilen lang und 10 Meilen breit; von seiner Mitte aus hat man demnach nur 5 Meilen zu reisen, um in „höhere Regionen" zu gelangen.

Ein Bach in diesem Thale wird Furnace Creek genannt, und zwar deshalb, weil man an seinen Ufern die Ruinen von Schmelzöfen fand, die während der Präsidentschaft Buchanan's im Jahre 1857 von den Mormonen zum Schmelzen von Blei für ihre Kugeln benutzt wurden. Es heißt, daß die dortigen Bleiminen den Indianern schon lange bekannt waren, ehe die Weißen in die Gegend kamen. Die gleichzeitig silberhaltigen Bleierz-Adern befinden sich in einer steilen Klippe und sind 1 bis 5 Fuß dick. Der Bach entspringt aus den Hadley Springs, verliert sich aber in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen im Sande.

Die Stelle, wo im Jahre 1850 die Auswanderer ihr Leben einbüßten, befindet sich nicht im Todten Thal, sondern in der Nähe der Lost Wagons Springs an der nördlichen Grenze des Thales. Viele Ueberreste und Bruchstücke von Fuhrwerken liegen noch in der Umgegend dieser Quellen verstreut, deren Wasser stark salzhaltig ist.

Einige Reisende haben geschrieben, das Todte Thal sei für das animalische Leben fast ebenso verhängnißvoll, wie der sagenhafte Upas-Baum in Java. Vögel, die über das Thal flögen, fielen todt zu Boden. Ein Herr Hawkins von Californien behauptet, selber zu wiederholten Malen kleine Vögel gefunden zu haben, die nach ihrem Fluge über das Thal todt zu Boden stürzten. Weiterhin sagt Hawkins: „Die Trockenheit der Luft ist so groß, daß dem Körper schneller Feuchtigkeit entzogen wird, als sie ihm zugeführt werden kann. Aus diesem Grunde kamen viele Todesfälle vor, obgleich reichliches Wasser vorhanden war. Es konnte nicht schnell genug getrunken werden, um die absorbirende Kraft der heißen, trockenen Luft zu ersetzen."

— Goldklumpen und große Eisenmassen haben eine verhängnißvolle Eigenschaft gemein, beide ziehen den Blitz an.

Verschiedenes.

— Das Gericht zu Charleroi hat den Domherrn Bernard, dem der Bischof DuRousseau von Tournai die Casse mit etwa 5 Millionen Franken anvertraut hatte, um sie gegen die Ansprüche des abgesetzten Bischofs Dumont zu hüten, als der Unterschlagung und Vergeudung eines Theiles der ihm anvertrauten Gelder schuldig erkannt und zu 17 Monaten Gefängniß, 300 Francs Buße und sämmtlichen Kosten verurtheilt, zugleich aber erklärt, der Kläger DuRousseau sei nicht befugt, die Rückerstattung der veruntreuten Werthpapiere zu verlangen, da er sein persönliches Eigenthumsrecht auf dieselben nicht nachzuweisen vermöge und er, als Bischof, dem die Gelder von den Gläubigen zu verschiedenen Zwecken anvertraut worden, das Recht einer Civilperson nicht besitze und deshalb auch nicht vor Gericht als solche auftreten könne. Da Bernard über 14 Monate in Untersuchungshaft gewesen, hat er seine Strafe, falls er nicht Berufung einlegt, beinahe abgesessen.

— Ueber den Erdstoß, der in Wiesbaden stattfand, schreibt der „Rheinische Kurier" vom 15. März ausführlicher: Heute Nacht, 12 Uhr 26 Minuten, fand ein ziemlich heftiger Erdstoß statt, dem ein lebhaft brausendes Geräusch voranging. Die Fenster klirrten heftig, kleine Gegenstände fielen um. Die Luft, wie das Barometer waren völlig ruhig, auch fehlte das charakteristische Rollen und die Wellenbewegung, woraus hervorgeht, daß der eigentliche Mittelpunkt des Stoßes nicht tief in der Erde lag und ziemlich weit von Wiesbaden entfernt war. Die Richtung des Stoßes war von Nordwest nach Südost, ungefähr von Schwalbach gegen Bierstadt. Das zischende Sausen dauerte 1 Sekunde, der Stoß selbst hatte nur momentane Dauer. Darauf folgte völlige Ruhe. Anwohner der oberen Rheinstraße behaupten, der Stoß sei ein vertikaler gewesen und unmittelbar auf den ersten sei ein zweiter, allerdings viel schwächerer Stoß gefolgt; die letztere Beobachtung mag sich vielleicht durch die Holzkonstruktion des betreffenden Hauses erklären lassen. Der Stoß wurde in allen Stadttheilen in gleicher Stärke gespürt: in Wohnungen an der Castellstraße fielen Bilder von den Wänden, in einem Hause an der Platterstraße stürzte ein Schrank um, im Wellritzviertel fielen Lampen um, in Lokalen an der Wilhelmstraße waren Kronleuchter in heftige Schwankungen gerathen. Gleiche Nachrichten kommen aus Schlangenbad, Langenschwalbach, Biebrich, Eltville, Mainz und Umgegend. Aus Bingen schreibt man: „In der Nacht von Sonntag auf Montag, um die Zeit kurz vor 12½ Uhr, verspürte man hier ein unterirdisches Rollen, das sich nach einigen Augenblicken wiederholte, jedoch in etwas schwächerem Maße. Die erstere Erscheinung dauerte mehrere Sekunden an und versetzte Porzellan- und Glasgeschirre in klirrende Bewegung."

— Der Pariser Gerichtshof hatte kürzlich wiederum einen Fall doppelter Ehe abzuurtheilen. Der Bigamist ist ein früherer Beamter der Gasgesellschaft, Henri, 35 Jahre alt. Derselbe heirathete 1873 eine Kleidermacherin, Zelie Salion, und zehn Jahre darauf ein Ladenmädchen, Charlotte Nault. Seine erste Frau hatte sich infolge schlechter Behandlung von ihm getrennt und war nach Rußland in ein Geschäft gegangen. Während Henri um Fräulein Charlotte warb, schrieb er an den französischen Konsul in Petersburg, um zu erfahren, wie es seiner Frau gehe, die er noch immer liebe und deren Rückkehr er lebhaft wünsche. Zelie, vom Consul benachrichtigt, der auch dem Gatten mittheilte, daß sie noch lebe, kehrte im vorigen Jahre nach Paris zurück. Sie kam, sah und klagte. Der Verbrecher mußte angesichts der beiden corpora delicti seine Schuld gestehen und wurde zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

— Die Zahl der in der Umgebung des deutschen Kaisers befindlichen Officiere beträgt nach dem Tode des Generals von Boyen zur Zeit noch 37. Von ihnen sind 20 Generaladjutanten, 4 Generale a la suite und 13 Flügeladjutanten. Die Flügeladjutanten sind sämmtlich Stabsofficiere; mit ihrer Ernennung zu Generalmajors werden sie gewöhnlich zugleich zu Generalen a la suite ernannt, um dann später meist als Generallieutenants zu Generaladjutanten aufzurücken. Von den augenblicklich vorhandenen 20 Generaladjutanten bekleiden 8 noch eine andere active Stelle in der Armee und 2 sind als Botschafter im Reichsdienst. Die Generale a la suite sind sämmtlich in anderen Dienststellungen, und von den Flügeladjutanten thun nur 4 beim Kaiser Dienste, die übrigen sind Regimentscommandeurs, im Generalstab und dergl. Vor 50 Jahren bestand die königliche Suite nur aus 3 Generaladjutanten und 8 Flügeladjutanten. Wie gering aber auch jetzt noch die vorhandene Zahl im Vergleich zur Suite anderer Herrscher ist, ergibt sich unter anderen daraus, daß zur Suite des Kaisers von Rußland nicht weniger als 271 Officiere gehören, von denen 97 Generaladjutanten, 68 Generale a la suite und 106 Flügeladjutanten sind.

— Die Ermordung des Bischofs Hannington in Unyalla am Viktoria-Nyanza-See wird jetzt durch ausführlichere Nachrichten bestätigt. Sein aus 50 Leuten bestehendes Gefolge wurde ebenfalls niedergemacht. Nur vier Personen entgingen dem Gemetzel und brachten die traurige Kunde von dem Tode des Bischofs und seiner Begleiter nach der Küste. Der Häuptling von Unyalla handelte gleich nach der Ankunft des Bischofs äußerst hinterlistig. Erst bewillkommnete er ihn freundlich; dann verlangte er 10 Gewehre und 10 Fäßchen Pulver, worauf der Bischof entgegnete, daß er eine so große Forderung von „hongo" (eine Art Transitzoll) in dem Lande seines Freundes Mtesa nicht zugestehen könne. Der Bischof sandte ihm statt dessen ein Fäßchen Pulver und vier Stücke Stoffe. Bald darauf entsandte der Häuptling einige Leute, die unter dem Vorgeben, dem Bischof eine gute Aussicht auf den See zu zeigen, ihn dazu bewogen, ihnen mit nur einem einzigen Begleiter zu folgen. Bereits in kurzer Entfernung wurden beide Männer überwältigt, gebunden und auf einem Umwege nach dem Dorfe geführt, damit die übrigen Begleiter des Bischofs von dem Attentat nichts erfahren sollten. Dies wurde jedoch verrathen, und alle Ordnung hörte unter den Begleitern auf. Dann ließ der Häuptling das ganze Gepäck des Bischofs nach seiner Wohnung bringen. Der Bischof wurde acht Tage gefangen gehalten, weil die Antwort des großen Häuptlings abgewartet wurde. Am achten Tage kehrte der an ihn abgesandte Bote zurück, und in derselben Nacht herrschte unter den Eingeborenen großer Lärm, der durch Getrommel und Schreien verursacht wurde. Am nächsten Morgen wurden sämmtliche Begleiter des Bischofs entwaffnet, dann überwältigt, paarweise zusammengebunden und in verschiedene Hütten gesteckt. Um 5½ Uhr Nachmittags wurden der Bischof und seine Leute nach einer weit vom Dorfe gelegenen Waldung geführt und dort fand die schreckliche Niedermetzelung statt. Der Bischof und sein Koch wurden zuerst erschossen, während die Uebrigen bis auf vier, denen die Flucht gelang, mit Speeren niedergestochen wurden.

In der Schänke.

Im Schänkhaus auf dem Markte saß ich beim kühlen Wein,
Ich trank mit viel Behagen, der Wirth goß wacker ein;
Fortwährend Gäste gingen im Hause ein und aus,
Die schwatzten, lachten, zankten, — ich ward nicht klug daraus!

Sie dünkten sich gar weise und wunder wie gelahrt,
Und stritten um Systeme, — mir schien's, um Kaisers Bart.
Sie nannten stolz sich Christen, die jede Predigt rührt,
Doch von der Nächstenliebe, da hab' ich nichts verspürt. —

Aus Jedem sprach verstohlen und offen auch zumeist
Das liebe Ich, der kleine hochmüth'ge Menschengeist!......
Verzeih' Euch Gott die Sünde: den Wein verdarbt Ihr mir!
Ich griff nach Stab und Ränzel und eilte nach der Thür.

A. Stanislaus.

— Vor dem Schöffengericht eines bayerischen Provinzialstädtchens — so berichtet die „Augsb. Abdztg." — hatte ein verdächtiger Zeuge einen Eid zu leisten. Nachdem er versichert: „Gnad'n Herr Richter, was i g'sagt hab', dös is aa wahr, bader drauf schwiar i a Urament," lud ihn der Vorsitzende des Gerichts ein, laut und deutlich nachzusprechen. Vorsitzender: „Ich schwöre" — Zeuge: „Ich sch..wöre" — Vors.: „Bei Gott" — Zeuge: „bei Gott" — Vors.: „dem Allmächtigen" — Zeuge: „dem All....mä..mäch....", bei diesem Worte fängt der Zeuge zu stottern an, seine Augen haften starren Blicks an der gegenüber befindlichen Thüre des Gerichtssaales, und mit wildem Schrei: „Der Teufel kimmt—der Teufel is da—der Teufel holt mi scho", stürzt er besinnungslos zu Boden. Während der Zeuge wieder zur Besinnung gebracht wird, findet man die Ursache zu seinem seltsamen Benehmen. Die Frau des Oberamtsrichters hatte in der Vergeßlichkeit dem Schornsteinfeger den Auftrag gegeben, im Gerichtssaale das Ofenrohr zu reinigen, und der ahnungslose Schornsteinfeger öffnete gerade im Moment der Eidesabnahme die Thüre. Wieder zum Bewußtsein gebracht, rief der Zeuge flehentlich: „Gnad'n Herr Richter, i nimm alles, was i ausg'sagt hab', wieder zurück; denn seg'n S' Herr Richter, es is ja Stuck vüa Stuck von mir dalog'n."

— Die Geheimniße der Haushaltung. Ein Wiener Junggeselle, der einige Wochen verreist war, prüft das ihm von seiner Wirthschafterin vorgelegte Haushaltungsbuch. Der Junggeselle: „Ja, was soll denn das heißen, Frau Schwammerl, Sie haben ja gerade so viel Geld verbraucht, als ob ich die ganze Zeit über im Hause gewesen wäre!" — Die Wirthschafterin: „Aber ich bitt', gnä' Herr, eine Person mehr oder weniger im Haus... das macht in einer Wirthschaft gar kein' Unterschied!"...

— Berichtigung. Kunde: „Da schauen Sie nur her, wie die Stiefel aussehen! Die Sohlen sind schon ganz zerrissen, während das Oberleder noch gut ist." — Meister (bedächtig): „O, da waren nicht die Sohlen schlecht, sondern das Oberleder war zu gut!"

— Englische Vocalisation. Levi Abel, welcher aus Deutschland nach England verzogen ist, ärgert sich, daß man dort seinen Namen unrichtig ausspricht. Schreib' ich mer Abel, nennen se mer Ebel, schreib' ich mer Ebel, nennen se mer Ibel, schreib' ich mer Ibel, nennen se mer Eibel, und schreib' ich mer Eibel, heißen se mich gesehen, nennen se mer wieder Ibel! Gesund will ich nicht sein, wenn ich weiß, wie ich mer soll schreiben!

— Süddeutsche Geographie. Erster Schusterjunge: Wo bischt denn her? Zweiter Schusterjunge. Vom Schwobeländli! Un du? — Erster Schusterjunge: I bin aus dem Wirttembergische! — Dritter Schusterjunge: (von Stuttgart): Isch des weit von 'nander?

— Die Austernsauce. Wirth (zu seinem Nachbar bei Tisch): Nähmen Se sich von de Sauce, 's is was Schenes, 's sind Austern drin." — Gast (sucht vergebens): „Ich kann aber keine finden." — Wirth: „Gott, Du Gerechter! Da werd' einer haben genommen zwei."

— Aus der Instruktionsstunde. Unterofficier: Was thun Sie, wenn in dem Wirthslokal, das Sie betreten wollen, ein Vorgesetzter sitzt? — Soldat: Da thu' ich gar nicht hineingehen!

— Vortheil. Seit meiner Verheirathung bin ich viel besser d'ran. Früher hab' ich meine Geliebte jeden Sonn- und Feiertag spazieren führen müssen und jetzt—seit sie meine Frau ist—kann ich sie doch daheim lassen.

— Medicinischer Standpunkt. Bettler (im Wirthshaus): „Meine Herren, Sie sehen hier einen Menschen, der seit vier Wochen wenig oder gar nichts gegessen hat." — Arzt: „Gar nichts—das wäre etwas, aber wenig—das ist nichts!"

— Unerwartete Wendung. Bewerber: „Verehrter Herr, Sie wissen den Zweck meines Besuches!" — Vater: „Sie wollen also meine Tochter glücklich machen! Ist das Ihr Ernst?" — Bewerber: „Mein aufrichtiger Ernst!" — Vater: „Nun, dann heirathen Sie sie nicht!"

— Immer standesgemäß. — Arzt (nachdem er untersucht hat, zum Patienten): Ich werde Ihnen, damit sich der Auswurf löst, etwas Goldschwefel verschreiben. — Bankier: Ich kann's ja bezahlen, schreiben Se mer auf bloß Gold und keinen Schwefel dazu.

— Redaktionskniff. Redakteur (zu einem Reporter): „Für jede interessante Nachricht bekommen Sie eine Mark; ist sie nicht wahr, bekommen Sie zwei, denn dann kann ich sie am nächsten Tage dementiren!"

— Eine komplizirte Geschichte. Ein Pester Advokat wurde dieser Tage von einer fremden jungen Dame ersucht, eine Ehescheidungsklage gegen ihren Gatten einzuleiten. Die Dame ist aus Pest gebürtig, englische Unterthanin und wohnt gegenwärtig in Pest. Ihr Gatte ist in Italien geboren, in Berlin ließ er sich mit ihr trauen, dann wohnten sie in Manchester. Seit acht Jahren leben sie getrennt und sie weiß nicht, ob und wo ihr Gatte gegenwärtig existirt.

— Richtige Lösung. Nun, ihr Kinder, wer von Euch kann mir folgende Rechnungsaufgabe lösen: Wenn man zwei Minuten braucht, um ein Ei hart zu sieden, wie viel Zeit braucht man zu dreißig Eiern? Wer weiß es? — Ich, Herr Pfarrer! — So, Du allein! Nun, so sag's uns einmal, Lieschen! — Man braucht auch zwei Minuten, aber einen größern Hafen!

— Unberechtigter Tadel. Gouvernante: „Ihre kleine Tochter hat ein sehr schwaches Gedächtniß, namentlich im Auswendiglernen von Gedichten. Jetzt paukt sie schon acht Tage lang Chamisso's Waschfrau —" Hausfrau: „Ich möchte Sie doch bitten, Fräulein, darauf zu sehen, daß meine Kinder sich nicht mit Dienstboten abgeben. Wenn schon einmal gepaukt werden muß, so haben wir doch eine eigene Waschfrau im Hause."